Zeitschrift: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde
Herausgeber: Historische und Antiquarische Gesellschaft zu Basel
Band: 30 (1931)

Artikel: Mittel und Wege zur helvetischen Revolution
Autor: [s.n.]
Kapitel: 2: Die Franzosen
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-114364

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Absichten entspreche. Dabei vergaßen sie, daß Ochs genau dasselbe von sich behaupten konnte [64]).

Denn auch Ochs war, als er von den Reformern als Retter angerufen wurde, der Meinung, daß die Schweiz regeneriert werden und ihre Independenz bewahren, ja sogar befestigen könne.

Als er nach Paris kam, wurde er in politische Verhältnisse hineingestellt, die nicht durch ihn, sondern durch die fünf Potenzen und den General Bonaparte bestimmt wurden. Hier arbeitete zudem Laharpe unermüdlich, um die Intervention Frankreichs zugunsten der Waadtländer zu bewirken.

Die Lage, die bisher vom Standpunkt der Schweizer aus gezeichnet worden ist, muß deshalb auch vom Standpunkte des Direktoriums aus betrachtet werden. Endlich darf die Tätigkeit Laharpes nicht übersehen werden.

2. Die Franzosen.

Nicht nur über die Persönlichkeiten, denen die Verantwortlichkeit zugeschrieben wurde, sondern auch über die Gründe, welche zur Intervention führten, gingen die Meinungen auseinander. Was sich vor aller Augen vollzog, wurde ohne weiteres als planmäßige Absicht angesehen. Auf diese Weise ergab sich ein Bild, das zwar in seinen einfachen Linien sehr deutlich war, das aber von der ursprünglichen Entwicklung der Dinge entfernt blieb.

Auch der Standpunkt des Beobachters war bestimmend für das Urteil, das abgegeben wurde. Anders urteilt der französische Historiker, anders der schweizerische, der die Zerstörung eines glorreich gegründeten und durch Jahrhunderte hindurch erfolgreich verteidigten Bundes schmerzlich empfindet. Er sucht letzten Endes immer wieder die Verantwortung für den Untergang der alten Eidgenossenschaft in Verrat und Eroberungssucht, auch wenn sich die Erkenntnis ihm aufdrängen müßte, daß ein innerlich gesundes und kräf-

---

[64]) Bei aller Opposition hielt sich Frisching vor einem Abenteuer zurück. Von den Aarauer Patrioten wurde er aufgefordert, den Aufstand zu organisieren und gegen die Regierung zu marschieren. Er tat es nicht. A. Ph. von Segesser, Rechtsgesch. der Stadt und Rep. Luzern III, 372.

tiges Staatswesen nicht auf diese Weise zusammengebrochen wäre. Der Untergang der schweizerischen Aristokratien ist ein vernichtendes Urteil über diese Aristokratien selbst, die nicht fähig waren, von sich aus Reformen vorzunehmen, welche allerdings die Preisgabe der auf eine kleine Klasse beschränkten Privilegien, dafür aber einen Zustrom an Kräften bedeuteten, welche dem Willen zur Erhaltung der staatlichen Selbständigkeit mächtigen Impuls gegeben hätten.

In der vordersten Linie derjenigen, die für das Landesunglück, das in dem Namen der Helvetik eingeschlossen ist, verantwortlich gemacht worden sind, stehen Ochs und Laharpe auf der einen, Reubell und Bonaparte auf der andern Seite.

Die Vorstellung, die auf Vereinfachung verworrener Tatsachen ausgeht, glaubt an ein mehr oder weniger harmonisches Zusammenwirken. Sie betrachtet die Invasion als den Ausdruck ihres eindeutigen Willens. Absicht und Ausführung scheinen sich zu decken. Andere Irrtümer vervollständigen das Bild: sie gehen davon aus, daß Frankreich nach dem Frieden von Campoformio den Krieg mit der Schweiz gewollt und darum auch provoziert habe. Man stellt sich gerne vor, daß das Direktorium in diesem Kriegswillen nur auf die Gelegenheit gewartet habe, um einen Anlaß zum Losschlagen zu finden. Als Ochs nach Paris kam, da war — nach landläufiger Auffassung — nicht nur die Kriegsbereitschaft vorhanden, sondern das Direktorium bemächtigte sich seiner Mithilfe; sein Zögern war nur ein scheinbares; gemeinsam mit Laharpe verband er sich mit dem Direktorium, und beide unterstützten durch ihre Ratschläge den Einmarsch der Franzosen in die Schweiz. — Diese Vorstellung von dem einmütigen Zusammenwirken und von einem vorhandenen und klug ausgenützten Kriegswillen ist nicht nur voller Widersprüche, sondern sie ist nachträgliche Konstruktion und stimmt mit dem Vorgang nicht überein.

Sie wird dem Direktorium nicht gerecht. Ebenso wenig den schweizerischen Patrioten. Wie ihre Meinungen auseinandergingen, das ist bereits dargestellt worden. Auch Ochs und Laharpe stimmten in ihren Absichten nicht überein. Das Programm des einen wie des andern müssen wir kennen

lernen. Vorerst freilich die Politik der französischen Machthaber. Denn in ihren Händen lag jegliche Entscheidung.

Jede Diskussion unter den schweizerischen Intellektuellen der jungen Generation über Gegenwart und Zukunft der Eidgenossenschaft endigte mit der Erkenntnis, daß die aristokratischen Regierungen mit allen Mitteln ihrer Macht eine Umbildung verhindern würden. Nachdem die Möglichkeit eines Volksaufstandes verworfen war, blieb als Resultat der Wunsch nach einem von Frankreich auszuübenden Druck. Die praktische Durchführung der Regeneration sollte also *von den Patrioten* unter dem Schutz der fremden Macht stattfinden. Nach Usteris Plan, der am weitesten ging, sollte das Direktorium etappenweise vorgehen, Forderung um Forderung an die Regierungen stellen, bis diese gewillt waren, Wünsche und Anregungen der Untertanen entgegenzunehmen zur Herstellung einer repräsentativen Verfassung. Die Dosierung der Forderungen, die Frankreich zu stellen hatte, wäre von den Patrioten bestimmt worden.

Die Verbindung zwischen Direktorium und Patrioten sollte Ochs herstellen. In dieser Zumutung lag ein ungewöhnliches und höchst gefährliches Maß von Vertrauen. Zugleich wurde die Verantwortlichkeit für den Ausgang ihm zugeschoben. Diese war nicht gering. Denn von dem Augenblick an, da diese Revolutionsabsicht aus dem Zustand der theoretischen Erörterung in die Realität überging, mußten sich unvorhergesehene Zwischenfälle, unbeabsichtigte Einwirkungen und ungewollte Veränderungen des ursprünglichen Programms ergeben. Man muß sich wundern über die Naivität der Patrioten, die glaubten, Frankreich eine Rolle bis ins einzelne vorschreiben zu können. Der gute Glaube an die Selbstlosigkeit hat etwas Unfaßbares an sich. Er ist die Frucht einer ideal gerichteten Denkungsart.

Die Frage stand jedoch offen, ob das Direktorium auf dies Ansinnen eingehen werde. Voraussetzung für die Erfüllung der von den Patrioten geäußerten Absichten war ein bereits vorhandener Wille des Direktoriums, sich in die helvetischen Angelegenheiten einzumischen. Wenn sich Patrioten und Direktorium in ihren offenen oder stillen Wünschen begegneten, dann folgte zweifellos auch die Intervention.

Die Bereitwilligkeit des Direktoriums ist von den meisten Historikern als eine selbstverständliche angesehen worden. Man begreift, daß Ebel in der Berufung von Ochs nach Paris eine planmäßige Absicht des Direktoriums — ich sage nicht: ein Einverständnis der beiden Parteien — vermutete. Und ebenso verständlich ist es, daß nach erfolgter Invasion im Volk die Auffassung sich festsetzte, die Mission nach Paris sei ein abgekartetes Spiel gewesen.

Der Historiker wenigstens müßte sich sagen, daß Ochs unmöglich einen so gewaltigen Einfluß haben konnte, daß Frankreich einen neuen Krieg auf sich nahm, den Frieden auf dem Kontinent, der ja kaum geschlossen war, wieder in Frage stellte, den Konflikt mit England, mit dem man irgendwie einmal zum Abschluß kommen wollte, verschärfte, die wirtschaftliche Lage im eigenen Lande aufs neue belastete, dem Friedenswunsch der gesetzgebenden Räte und des Volkes überhaupt entgegenhandelte und unter Umständen eine Vendée schuf, die auf lange hinaus die Kräfte bis zur Erschöpfung in Anspruch nahm. Die Intervention in der Schweiz mußte nicht, aber sie konnte zum Krieg führen. Damit mußte Reubell rechnen. Zu einem Krieg, der nicht populär war.

Die Politik eines Großstaates wird nicht durch einen Mikrokosmus bestimmt, wie ihn die Eidgenossenschaft darstellte. Der Basler Oberstzunftmeister gewann nur dann eine gewisse Bedeutung, wenn seine Wünsche mit den politischen Berechnungen des Direktoriums zusammenfielen. Aber seiner Mission konnte nach außen hin eine solche Bedeutung gegeben werden, daß die Person dieses einzelnen Mannes in den Augen der Betrachter sich ganz besonders auf der Weltenbühne abhob. Ochs selber stellte sich in diese Beleuchtung hinein; diese Eitelkeit mußte er bezahlen, als in der letzten Abrechnung die Frage nach den Schuldigen und Verantwortlichen gestellt wurde.

Die Herstellung eines Einverständnisses zwischen Patrioten und Direktorium war also in erster Linie abhängig von den fünf Potenzen und ihren politischen Richtlinien. Aber auch dann noch, wenn die Direktoren auf die Wünsche des Oberstzunftmeisters eingingen, stellt sich uns die Frage, ob *die ursprünglichen Absichten* des Baslers vom Direktorium

unverfälscht aufgenommen und in die Tat umgesetzt wurden, oder ob er mit seinem Namen für das zu haften hatte, was nicht in seinem Sinne, wohl aber in demjenigen des Direktoriums lag. Wer sich an den grünen Tisch setzt, muß oft die schmerzliche Entdeckung machen, daß die Komplimente der Einladung dem geschäftlichen Abschluß nicht entsprechen, und daß da, wo zwei Parteien verhandeln, derjenige die Modifikationen bestimmt, der über die Macht verfügt.

Ochs war der schwächere Teil. Er kam ohne weitausschauendes Programm nach Paris. Er hatte Wünsche wie die übrigen Reformfreunde: Herstellung eines erträglichen oder gar freundschaftlichen Verhältnisses mit dem mächtigen Nachbar, Ausdehnung der freiheitlichen Grundsätze auf die Eidgenossenschaft, Umschaffung durch die Schweizer selbst, und Protektion der Patrioten durch Frankreich. Er hatte es keineswegs eilig. Die Umschaffung sollte von Kanton zu Kanton um sich greifen. Sie brauchte Zeit. — Das Gefährliche bestand darin, daß auch er sich auf das Einverständnis Frankreichs angewiesen sah. Die Patrioten konnten mit ihren Vorschlägen nicht hervortreten, wenn sie sich nicht auf den Schutz Frankreichs berufen durften. Aber von dem Augenblick an, da er sich mit den französischen Potenzen in Besprechungen einließ, war er in irgend einer Weise gebunden. Er geriet in die Lage des Heischenden, — allein schon aus Unruhe über das eigene und über das Schicksal seiner Gesinnungsgenossen. An ihm erwies es sich, daß die Entwicklung nicht durch ihn bestimmt werden und nicht in den von den Patrioten gewünschten Bahnen konnte gehalten werden [65]).

Die französische Invasion geht nicht auf ihn zurück. Unter allen Schweizern hatte nur ein einziger tatsächliche Einwirkung auf die französische Interventionspolitik: Laharpe. Und dieser wiederum war nur wirksam durch Bona-

[65]) Diese Abhängigkeit bekundet er deutlich durch die Nachgiebigkeit, mit der er im weitern Verlauf seinen eigenen Verfassungsentwurf dem französischen Pfuschwerk preisgibt. Hier handelt er wider besseres Wissen. Damit beginnt auch sein Niedergang in der Meinung seiner bisherigen Freunde. Die Demütigungen, die er durch seine Volksgenossen erleiden muß, liefern ihn dann vollständig der französischen Gnade aus. Das sind zwei Epochen, die man auseinanderhalten muß, wenn man den Vorgang, der sich in den Dezembertagen abspielt, beurteilen will.

parte. Seine Agitation wurde erst erfolgreich, als das Direktorium den Willen zur Einmischung besaß, einen Willen, der erst vom General in diese Richtung gelenkt wurde.

Die Erinnerung an die Tragödie der Eidgenossenschaft verfährt summarisch. Die Gier nach den aufgespeicherten Reichtümern wird als entscheidendes Motiv in den Vordergrund gestellt. Die Invasion trägt den Charakter eines diplomatisch ganz oberflächlich verdeckten Überfalles und eines gemeinen Eroberungskrieges. Der Eingriff in die fremde Souveränität erscheint so brutal, daß auch nur die brutalsten Instinkte dafür haftbar gemacht werden. Der unhaltbare Vorwurf wird nie mehr verstummen, Reubell habe aus Privatrache gehandelt und die Berner gezüchtigt, weil er dort einen Prozeß verloren. Es ist tragische Ironie, daß ausgerechnet Rapinat als Schurke und geldgieriger Räuber gebrandmarkt wird, während in Wirklichkeit Rapinat der einzige in Geldsachen anständige Kommissär war, so ehrlich, daß er um nichts reicher war, als er die Schweiz verließ, und so anständig, daß er sich mit seinen Landsleuten, denen er auf die Finger sah, überwarf. Er machte nicht mit bei Unterschlagungen [66]). Doch sein Name war Rapinat, und der gehässige Witz bemächtigte sich des Wortspiels.

* * *

Der Krieg gegen die Schweiz geht auf Plan und Willen Bonapartes zurück.

Er ist der erste politisierende General [67]). Und er treibt Politik auf eigene Faust. Er gibt sich nicht zufrieden mit dem Programm des Direktoriums, das an den natürlichen

---

[66]) Er verwendete sich für die Herabsetzung und den Erlaß von Kontributionen. Dabei ließ er sich nicht von politischer Leidenschaft, sondern von Vernunft und Gewissen leiten: er legte ein Wort ein für die Oligarchen, die nicht imstande waren, die übertrieben hohen Summen zu bezahlen, und er erinnerte an die Notlage der Frauen und Witwen. Aufschlußreich namentlich die Réflexions sur la Suisse par Rapinat, Bern, 24 Brumaire VII. Emile Dunant, Les Relations diplomatiques de la France et de la République Helvétique 1798—1803. Quellen zur Schweizergesch. XIX. S. 151 ff. No. 434.

[67]) Die Politik Frankreichs auf Grund des Aktenmaterials: R. Guyot, Le Directoire et la paix de l'Europe.

Grenzen Frankreichs halt machen und einen sichern Frieden herstellen will. Sondern er läßt die revolutionäre Propaganda wieder aufleben. Er revolutioniert die oberitalienischen Staaten. Er benützt die Unzufriedenheit der Untertanen gegen ihre Regierungen, um den Umsturz des aristokratischen Regiments, auch in der Schweiz, herbeizuführen. Er will Frankreich von republikanischen Staaten umgeben wissen, deren Verfassungen mit derjenigen des Direktoriums und mit den Prinzipien der Revolution übereinstimmen [68]). Die Schweiz soll das Glacis Frankreichs werden gegen Österreich und die wirtschaftlichen und militärischen Verbindungen mit Cisalpinien, ferner die Einfallstore nach Deutschland und Österreich bieten. Von diesem Gesichtspunkt aus beurteilt er die Zuteilung des Fricktals an die Schweiz. Ebenso das voraussichtliche Schicksal des Münstertales. Auf seiner Reise durch die Schweiz erklärt er rundweg, daß die Berner sich keine Hoffnung machen dürfen auf den Erwerb der ursprünglich zum Fürstbistum Basel gehörenden, aber mit Bern verburgrechteten jurassischen Täler. Mit der Abtretung des Fricktals scheint er einverstanden, aber nur unter dem Vorbehalt, daß der Rheinübergang den Feinden Frankreichs versperrt werde. Er wünscht einen engern Zusammenschluß der Eidgenossenschaft mit Frankreich. Die lockere Verbindung der Orte untereinander ist aber einer solchen Politik hinderlich. Sie sollen sich vereinigen (réunir) [69]). In diesem Begehren liegt der Gedanke des Einheitsstaates.

Bonaparte hat später das Direktorium angeklagt, weil es an dem freien Volk der Schweizer Gewalt geübt habe. Der Gewalttätige ist er selber. Er verfuhr der Schweiz gegenüber nicht anders als wie mit den italienischen Staaten. Als er im Herbst 1797 die Revolution in Sardinien-Piemont begünstigte, dachte er sehr gering von den Patrioten. Das Volk wolle von der Revolution gar nichts wissen. Aber eine große Nation wie Frankreich habe große Geschicke zu bestimmen. Der Riese werde den Zwerg umarmen und ersticken, ohne daß man dem Riesen einen Vorwurf machen dürfe; denn der Unterschied liege nun einmal in der Verschiedenheit der Kon-

[68]) 1. Februar 1798. Ochs an Bürgermeister Burckhardt. Korresp. Ochs.

[69]) 29. November 1798. Meyer von Sch. an Ochs. Korresp. Ochs.

stitution. Das heißt nichts anderes, als daß es für den Großen kein Verbrechen gibt, wenn er den Kleinen verschlingt [70]).

Durch seine Siege verpflichtet er sich das französische Volk und die Regierung zu Dank, aber infolge seiner eigenmächtigen Politik gerät er in Zerwürfnis und Kampf mit dem Direktorium, das sich die Leitung nicht will entreißen, sich nicht in neue, unabsehbare Verwicklungen will hineinziehen lassen. Er kümmert sich nicht um den Einspruch Reubells. Von sich aus gründet er die cisalpinische und die ligurische Republik. Er vernichtet verräterisch die Republik Venedig. Er fällt eigenmächtig das Urteil im Konflikt der Bündner Herren und ihrer Veltliner Untertanen. Über den Kopf des vom Direktorium entsandten Unterhändlers hinweg verhandelt er mit Österreich den Frieden. Er verfügt schon auf seiner Reise durch die Schweiz über die Juratäler und das Fricktal, er unternimmt einen ersten Versuch, den Simplon in seine Hand zu bekommen. Durch seine Kriegführung wird er unentbehrlich, durch seine Politik der eigenen Regierung gefährlich. Diese wünscht mit allen Kräften den Abschluß des Krieges. Er aber schafft die Voraussetzungen zu neuen Kriegen.

Die Zerstörung der Freiheit Venedigs ist Bonapartes Werk. Sie liefert ihm das Schema für die Vernichtung der schweizerischen Freiheit. Er beschuldigt, droht, schüchtert ein und vollzieht den Gewaltstreich. Er handelt, während andere diskutieren.

Nicht anders verfuhr er mit der Schweiz. Er hatte seinen Plan, und auf seiner Seite war die Tat. Das Direktorium mußte schließlich Schritt halten oder den Bruch mit dem General vollziehen. Und wie in der venetianischen Sache kannte niemand die wahre Absicht als Bonaparte allein. So geschah es denn, daß im Dezember 1797 Ochs mit seinen Vorschlägen und Fragen wie ein unwissender Nachzügler hinter der Entwicklung zurück war.

Die Schaffung der cisalpinischen Republik nötigte zur militärischen Sicherung. Bonaparte legte darum großen Wert auf die Verbindungsroute Frankreich-Genf-Brig-Simplon-Do-

[70]) 5 Vendém. VI. Bonaparte an den Minister des Äußern: „Tous les grands événements ne tiennent jamais qu'à un cheveu."

modossola-Mailand. Das Begehren nach dem Simplon, der ihm von den Wallisern abgeschlagen wurde, sollte eines der wichtigsten Argumente werden für die Aktion gegen die Schweiz [71]).

Der General hatte auch die Absicht, die italienischen Vogteien mit Cisalpinien zu vereinigen. Der Einspruch der eidgenössischen Repräsentanten reizte ihn nur zu Drohungen. Seine Kanonenbarken befuhren die Seen, an denen die Schweiz Anteil hatte. Er drohte, mit 30 000 Mann gegen Bern zu marschieren. Er kümmere sich nicht um das Direktorium und ebensowenig um den „polisson" Barthélemy. *Er* sei Herr in Italien. Vor der Eroberungssucht des Generals kapitulierte das Direktorium. Die innern Krisen nötigten zur Anlehnung an den Sieger in Italien; damit aber wurde das Direktorium auch in die Außenpolitik Bonapartes hineingezogen. Es sah zu, wie dieser den neuen Republiken Verfassungen à la française entwarf und Direktorialregierungen bildete. Zwar dauerte der Gegensatz zwischen dem beleidigten Direktorium und dem eigenmächtigen General, der von sich aus den Frieden von Leoben abschloß, fort. Aber man suchte sich zu verständigen. Denn der General stützte das Direktorium gegen die Opposition der Räte. Bonaparte war, als er von Rastatt kam, der populärste Mann, dreifach populär: als Sieger, als Friedestifter und als Rückhalt der Verfassung. Dazu besaß er die Macht über die sämtlichen Streitkräfte der Republik. Als er auf dem Kongreß zu Rastatt Frankreich repräsentierte, erschien er als das ungekrönte Haupt der großen Nation.

Wer eine solche Machtfülle vereinigt, der kann unmöglich unbeteiligt sein in den Entscheidungen der Außenpolitik. Die rücksichtslose Politik, die er in Italien eingeschlagen, übertrug er auf die Schweiz. Reubell setzte ihm zunächst Widerstand entgegen; auch Lareveillère, und in den Räten erhoben Männer wie Sieyès ihre Stimme gegen den Schacher, der mit Venedig war getrieben worden. Die Furcht war da, der Krieg könne wieder neu aufleben. Der Gegensatz zwischen Bonaparte und Reubell war Anfang Dezember 1797 so heftig, daß Bonaparte mit seiner Demission spielte und Reubell sie ernst nehmen wollte. Es war aber dann doch Bonaparte, der

[71]) Guyot a. a. O., S. 498.

unnachgiebig an seiner These festhielt, wonach die Sicherung Cisalpiniens und seine Mittelmeerpolitik den Vorrang gewinnen müsse vor der Politik der Rheinlinie. Das hieß soviel als Gewinnung des Simplon, Erwerb des Jurawalles, Bekämpfung der englisch-bourbonischen Propaganda und der Oligarchie in der Schweiz, Herstellung eines helvetischen Einheitsstaates und enge Verbindung mit Frankreich, finanzielle Ausrüstung der gegen England gerichteten Expedition durch schweizerisches Geld.

Ochs selber spricht in seiner Basler Geschichte von einem unsichtbaren Einfluß, der, den Versprechungen des Direktoriums entgegen, eine gewalttätige Revolutionierung und Ausplünderung der Schweiz einleitete. „Dieser Einfluß rührte vielleicht von Bonaparte selber her.“ Es ist eine zaghafte Formulierung, zurückhaltend aus Rücksicht auf den Ersten Konsul, der Frankreich regierte, als Ochs seine Geschichte schrieb [72]).

Diese Auffassung wird durch die Akten bestätigt. Sie lassen erkennen, daß die Aktion gegen die Schweiz erst begann, als Bonaparte in Paris zur Stelle war; daß er nicht nur „die Zügel in der Hand hatte“, sondern der wirkliche Macher war. „Ein Wort von ihm, und das Direktorium hätte keinen Finger gerührt [73]).“ Niemand freilich wird sagen können, welches das Schicksal der Schweiz unter Ausschaltung Bonapartes von der französischen Politik gewesen wäre. Aber das eine läßt sich feststellen: *die helvetische Revolution geht auf ihn zurück* [74]). Er ist ausschlaggebend für die Invasion. Sogar Laharpe mit seiner dringenden Forderung und mit sei-

---

[72]) Ochs, Basl. Gesch. VIII, 256.

[73]) Arthur Boethlingk, Friedr. Cäs. Laharpe I, 192 ff. Trotz unverkennbarer Mängel ist das Buch wertvoll durch die Benützung ausgiebigen, zum Teil unzugänglichen Materials.

[74]) Boethlingk I, 357, Anm. 161, bemerkt, daß Stürler schon 1858 im Archiv für Schweizergesch. XII, 239, darauf aufmerksam gemacht habe, „welchen direkten Anteil Bonaparte an der Invasion der Schweiz im Jahre 1798 gehabt hat“. Boethlingk knüpft daran den Vorwurf: „Die späteren Historiker (die Sybel, Dändliker, Öchsli) hätten die Wegweisung beachten sollen!“ Der Vorwurf gegenüber Dändliker ist unberechtigt. Öchsli bewegt sich in Widersprüchen, namentlich in der Beurteilung der schweizerischen Regierungen. Die Charakterisierung Reubells (I, 110) hält sich in traditionellen Geleisen.

nem wiederholten Begehren, daß Frankreich das Waadtland befreie, konnte erst Erhörung finden, als Bonaparte der französischen Politik die Wendung gab, die bisher von Reubell und den Gesetzgebenden Räten war bekämpft worden. Das Aufleben der Propaganda und der Eroberungskrieg waren das Werk Bonapartes.

Von seinem steigenden Einfluß in der Regierung erfahren wir aus den Briefen, die Ochs nach Basel richtete [75]). Knapp vor dem berüchtigten 8. Dezember mag der Ausgleich zwischen dem General und Reubell sich vollzogen haben. Reubell ist für den Plan gewonnen, die schweizerischen Kantone *zu einer Verfassungsänderung* zu bewegen. Von einer Invasion ist noch nicht die Rede. Reubell und Bonaparte prahlen förmlich mit dem Einverständnis, das unter Schwierigkeiten erzielt ward. Der preußische Gesandte Sandoz-Rollin berichtet Ende Dezember seinem König, das Vertrauen, das Bonaparte im Direktorium genieße, sei ein derartiges, daß man keine Maßregel ergreife, ohne ihn zu Rate zu ziehen. Er beobachtet, wie der General jeden Tag sich in den Luxembourg begibt, um dort zu arbeiten, als ob er zum Direktorium gehöre. Barras sagt wohl das Richtige, wenn er behauptet, Bonaparte treibe bei seinen regelmäßigen Besuchen das Direktorium dazu an, die Schweiz zu revolutionieren. Derartige Äußerungen ergänzen unsere Kenntnisse, die wir aus den Akten gewinnen. Nach erfolgtem Einmarsch der Franzosen gab Reubell dem preußischen Gesandten die Erklärung ab, der einzige Zweck, den Frankreich mit der Annexion von Genf und der Revolutionierung der Schweiz befolgt habe, bestehe darin, die Verbindung mit Italien zu erleichtern und Cisalpinien militärische Hilfe leisten zu können. Diese Verbindungsmöglichkeit sei unerläßlich, seitdem Frankreich seit dem Frieden von Leoben in Italien festen Fuß gefaßt habe. Dabei berief sich Reubell auf die Meinung Bonapartes [76]).

---

[75]) Ochs glaubte, daß Bonaparte den Frieden auf dem Kontinent herstellen werde. 11. Dezember 1797. Ochs an Bürgermeister und Räte Basels. Korresp. Ochs.

[76]) Guyot a. a. O. S. 758. — „Ohne Bonapartes maßgebende Einwirkung hätte das Direktorium sich schwerlich auch nur zur Besetzung der Juratäler . . . aufgerafft.“ Boethlingk a. a. O. I, 265.

Dieser Rückgriff auf Bonaparte könnte allein schon verraten, daß es sich um *seine* und nicht um Reubells Politik handelt. Nach außen freilich trägt Reubell die Verantwortung. Der General hält sich in Deckung. So greift er nicht sichtbar ein, und das Verdammungsurteil der öffentlichen Meinung hat ihn später nicht nur geschont, sondern sogar verherrlicht. Das Zeugnis eines Ochs ist daneben verhallt. Bonaparte lenkte die Aufmerksamkeit von sich weg, wie er auf St. Helena, um sich selber der forschenden Prüfung zu entziehen, Entrüstung heuchelt gegenüber dem Direktorium, das sich 1798 an den Söhnen Tells vergriffen habe.

Der Plan zum Feldzug in die Schweiz stammt aus Bonapartes Arbeitskabinett. Die Truppen waren ihm unterstellt, von ihm ging der Befehl aus an die Division Masséna, sich nach Genf zu wenden. *Er* gab der militärischen Demonstration den notwendigen Ruck, um sie im gegebenen Augenblick zur Offensive überzuleiten.

Die Forderungen, die das Direktorium zur Zeit, da Bonaparte noch in Italien fern war, an die schweizerischen Regierungen richtete, scheinen dieser Auffassung zu widersprechen. Aber nur dann, wenn diese Begehren nachträglich als das betrachtet werden, was sie in Wirklichkeit nicht waren: als Provokationen. Allerdings verlangte das Direktorium, das den feindseligen Umtrieben nun einmal ein Ende machen wollte, von Bern die Ausweisung Wickhams. Die Berner Regierung zögerte, und das Direktorium machte mit der Berner Gesandtschaft in Paris kurzen Prozeß: sie war unhaltbar. Aber die Gesandten Mutach und Tillier billigten das Vorgehen ihrer eigenen Regierung keineswegs. Sie anerkannten, wenigstens für sich, die Berechtigung der französischen Forderung. Sie glaubten an die Versicherung, die ihnen Talleyrand gegeben, daß das Direktorium Unruhen in den Kantonen nicht unterstützen werde. — Diese Zusicherung war auch wirklich ernst zu nehmen. Reubell wollte damals auch von Laharpe und dessen Interventionsgesuch nichts wissen. Talleyrand selber verfaßte das ablehnende Gutachten [77]).

Unverkennbar stand Bern im Mittelpunkt. Sein Schuld-

[77]) Beurteilung der Gesandten: Büchi a. a. O. I, 546.

buch war aufgeschlagen, und es lag nahe, heimzuzahlen. Aber Reubell wollte nichts davon wissen. Der Angriff auf Bern würde, das war seine Meinung, eine Erhebung in der ganzen Eidgenossenschaft, dann ein Wiederaufflackern des Krieges mit Österreich und die Wiedergeburt der von England gewünschten Koalition zur Folge haben. Dann war es mit der Aussicht auf Frieden wieder fertig.

Reubell wollte wohl für die Zukunft eine Verbesserung der französisch-schweizerischen Beziehungen, vor allem eine zuverlässige Neutralität. Aber er widerstrebte einem militärischen Eingriff. Es ist ein gewichtiges Zeugnis, wenn sogar Laharpe behauptet, das Direktorium hätte gerne die Invasion vermieden [78]).

Das Verhältnis zur Schweiz freilich sollte neu geordnet werden. Die Anschuldigungen gegen das neutrale Verhalten verdichteten sich je länger umso mehr zu der These, daß Bern, und damit die Schweiz überhaupt, der Schlupfwinkel Englands auf dem Kontinent und der Sammelpunkt der Feinde Frankreichs sei. Die patrizischen Regierungen galten als Anhänger Österreichs und der Bourbonen. Von der Schweiz aus wurde die Fortdauer der französischen Republik bedroht, wurde die französische Regierung in beständiger Unruhe gehalten. Die Emigranten an der bernischen Grenze standen in Verbindung mit Gleichgesinnten in Frankreich. Das Ziel der Intriganten war die Wiederherstellung der Monarchie.

Daraus ergab sich die Forderung: Weg mit den aristokratischen schweizerischen Regierungen, welche die Gegenrevolution unterstützen. Es handelte sich nicht etwa nur um Rache für das Geschehene, sondern um künftige Sicherstellung des französischen Staates. Waren die Aristokraten gestürzt, besaß die Schweiz eine demokratische Verfassung nach französischem Muster, dann wurde sie zum Verteidiger der revolutionären Grundsätze. Sie wurde ein zuverlässiger Nachbar, war allein schon durch die gleichen Institutionen mit Frankreich verbunden. Diese Umschaffung mußte bewerkstelligt werden. Reubell war des Glaubens, daß dies ohne äußere

---

[78]) Mémoires de Fréd.-Cés. Laharpe. In den Schweizergesch. Studien von Jak. Vogel. S. 90 ff. — Am 12. Dezember 1797 rühmt Ochs bewußt die Einmütigkeit von Direktorium, Bonaparte, Generälen und Räten. Korresp. Ochs.

Gewalt und ohne Verletzung der Neutralität möglich sei. Wir haben keinen Anhaltspunkt, an der Ehrlichkeit Reubells zu zweifeln, als er mit Ochs am 8. Dezember über die Möglichkeit einer solchen Umschaffung sprach. Ochs selber — in Übereinstimmung mit seinen schweizerischen Freunden — ging darauf ein, daß, wie Bonaparte in Vorschlag brachte, Frankreich sich in zweiter Linie halte.

Nicht nur Leute vom Schlage eines Johannes von Müller, sondern auch Bacher hielt eine unblutige Reformation für durchaus möglich, und besonders die Berichte Mengauds, der in seiner Weise zum raschen Handeln drängte, ließen auf die revolutionäre Bereitschaft des Volkes schließen. Die Rollen waren dann einfach getauscht. Hatte Bern Jahre hindurch die Contrerevolution begünstigt, so unterstützte jetzt Frankreich, allerdings in nachdrücklicher Weise, die Umschaffung.

In dem Gedanken, daß eine aristokratische Schweiz immer ein unzuverlässiger Nachbar sein und bleiben werde, waren sich alle Beteiligten einig [79]). Jeder benützte das Motiv zu seinem Zwecke: Reubell, um Ochs zur Reform seines Kantons zu bewegen, Ochs seinerseits, um die Basler von der Notwendigkeit der Umschaffung zu überzeugen, Laharpe zur Befreiung des Waadtlandes, indem er alle Neutralitätsverfehlungen der schweizerischen Regierungen aufzählte, Bonaparte — und mit ihm auch Reubell —, um die Annexion der Juratäler zu begründen.

Die Anklagen gegen die aristokratischen Regierungen füllen die französischen Botschaften und Proklamationen. Die Begünstigung der angloroyalistischen Umtriebe gegen Frankreich hat sich nicht nur an Bern, sondern an der gesamten Eidgenossenschaft schwer gerächt. Die Politik Steigers hat den greifbaren Vorwand für den französischen Einbruch geboten und zugleich die innern Gegensätze so sehr verschärft, daß die verbündeten Kontingente sich zum Teile weigerten, Bern zu Hilfe zu kommen. Denn Bern war der Repräsentant des aristokratischen Regimentes und galt damit als Feind der Gleichheit. Die Beunruhigung Frankreichs durch Bern, die in keinem Verhältnis stand zu den Mitteln, sich gegen den Feind, den man sich auf den Hals zog, zu halten, ist keineswegs

[79]) 16. Dezember 1797. Ochs an Bürgerm. Burckhardt. Korresp. Ochs.

Ausdruck einer staatsmännischen, einsichtigen Politik. Sie war berechnet auf französische Verlegenheiten und auf österreichische Hilfe, also auf Voraussetzungen, die von fremden und nicht von den eigenen Kräften abhängig waren. Als sich diese Verhältnisse änderten, fehlten die Mittel zu konsequentem und einhelligem Handeln. Die zur Schau getragene Verachtung und die dem Gegner nur zu wohl bekannte Intrige gegen das Direktorium gaben diesem die Handhabe, auch vor den gesetzgebenden Räten die Intervention zu motivieren.

Die Invasion ergab sich aus dem Kampf gegen Bern. Rapinat nannte es später als einen der Vorteile des Einmarsches, daß den Feinden Frankreichs (worunter er die Berner allein verstand) ihr Übergewicht über die schweizerischen Regierungen genommen sei. Er rühmte ferner den Gewinn der militärischen Bewegungsfreiheit gegen Österreich, sowohl in der Richtung nach Deutschland, als in derjenigen nach Italien. Dann die Durchdringung des Landes mit französischen Prinzipien, während das Land bisher ein Vorbild des Royalismus, der Aristokratie und des Föderalismus gewesen sei [80]).

Aus diesen „Reflexionen" Rapinats läßt sich herauslesen, worauf das Direktorium Gewicht legte. Die politischen, die militärischen und die wirtschaftlichen Absichten waren ausschlaggebend. Bonaparte hatte von Anfang an den militärischen Zweck und die Eroberung des Landes im Auge. Reubell nicht. Ihm genügte die Beseitigung der Aristokratien und die Umbildung der Regierungsform.

Indem Bonaparte eingriff, wurde die Zielsetzung verändert. Er ging über die Absichten Reubells und der schweizerischen Patrioten hinaus. Denn *seine* Pläne waren nur erfüllbar durch die Eroberung und Besetzung des Landes. Erst dann fielen ihm die militärischen Straßen zu, und erst dann gewann er die Millionen, deren er für die Expedition bedurfte. Die Verfassungsänderung war nach der Eroberung, wie er sich vorstellte, mit einem Griff durchzuführen. Wie er der Schiedsrichter der Veltliner, der Gesetzgeber der Cisalpinier und der Ligurischen Republik geworden, so hatte er von Anfang an die Absicht, auch den Helvetiern eine Einheitsver-

[80]) Dunant, Relations etc., S. 153. Gute Zusammenfassung.

fassung mit einem Direktorium vorzuschreiben. Was Ochs zum Gegenstand bedeutender Gespräche machen wollte, war in seinem Kopf bereits erledigt und abgetan als Selbstverständlichkeit.

Immer ist Napoleon voraus. Er ist Unternehmer, er ergreift die Initiative, offenkundig oder im Verstohlenen, und die andern müssen ihm folgen. Dabei versteht er es, sich drängen zu lassen. So von Ochs. Er hüllt sich in Schweigen, macht sich kostbar. Aber hinter den Kulissen handelt er. Er läßt sich bitten. Dabei weckt er Gedanken und Wünsche, wie sie ihm genehm sind. Er zwingt zur Anpassung. Liest man die Briefe, die Ochs an den General schreibt, dann glaubt man wirklich, der Oberstzunftmeister sei eine treibende Kraft. Ochs erweckt den Eindruck, als ob er durchaus eigene und neue Gedanken ausspreche. Aber unter diesen Äußerungen ist nicht eine einzige, die wir nicht schon irgendwo und irgendwann von Bonaparte vernehmen könnten. Die Besetzung der Juratäler wird auf das Schuldkonto von Ochs gesetzt, desgleichen die militärische Demonstration. Aber das Schicksal des Bistums und die Besetzung der Juratäler ist entschieden, bevor Ochs nach Paris kommt. Und für den Aufmarsch an die Waadtländer Grenze gab Bonaparte am 10. Dezember den Befehl, ganz in der Stille, bevor noch im Direktorium eine Verständigung erzielt war. Aus den Briefen, die Ochs an Bonaparte gerichtet hat, ist der Schluß gezogen worden, daß Ochs der Fordernde gewesen, daß er die Initiative ergriffen, und daß nach seinem Programm sich die Invasion vollzogen habe. Aber der Trugschluß wird offenbar, sobald man Bonapartes Handlungen bis ins einzelne verfolgt. Er ist der einzige, der von Anfang an einen bestimmten Plan einhält, der sich die andern unterwirft und diesen Plan auch durchführt.

Auffällig, wie sich Ochs um die Meinung Bonapartes kümmert. Dieser führte am 8. Dezember das Wort. An den General sind die Briefe des Baslers gerichtet. Von ihm nimmt er den Auftrag für die Ausarbeitung einer Einheitsverfassung entgegen. Ihn ruft er als Gesetzgeber der Schweiz an. Ihm teilt er Furcht und Hoffnung mit. Von ihm erwartet er, daß Frankreich in Übereinstimmung mit den schwei-

zerischen Patrioten handle. Dabei vernachlässigt er Reubell keineswegs. Er schätzt Reubell persönlich über alles. Er betrachtet ihn als Freund und Beschützer. Aber die Leitung der schweizerischen Auslandspolitik gleitet in die Hände Bonapartes. Eine Zeitlang wird er gehemmt durch Reubell. Dann siegt die revolutionäre Invasionspolitik des Generals über die Absichten des Direktors, der eine friedliche Beilegung der Streitpunkte immer noch für möglich gehalten [81]).

Das zweideutige Benehmen des Generals hat Reubell und Ochs in eine Tragödie hineingezogen, die von ihnen nicht beabsichtigt war. In den Vorbesprechungen konnte jeder der Teilnehmer dem Begriff der Intervention diejenige Deutung geben, die ihm beliebte. Reubell war seinerseits befriedigt, wenn es gelang, die Aristokraten in der Schweiz aus dem Regiment zu verdrängen und jenen Systemwechsel zu bewirken, der die Eidgenossenschaft zum zuverlässigen Nachbar Frankreichs umbildete. Bonaparte legte auf diese politische Umgestaltung geringern Wert als auf die Eroberung. Ochs schloß sich an Reubell an und dachte sich, wie seine Freunde in der Schweiz, eine fortschreitende Umwandlung von Kanton zu Kanton. Dementsprechend war die Ansatzstelle eine verschiedene. Reubell bestand auf der Ausweisung der Emigranten. Dann auf dem Schutz der Patrioten. Also Abbau der patrizischen Herrlichkeit. Ochs wünschte das eine wie das andere und bemühte sich um die Reform in Basel. Von da aus sollte die Regeneration um sich greifen. Bonaparte aber dirigierte seine Truppen in die Nähe von Genf. Die Simplonroute lag ihm im Auge [82]).

Ochs besaß nur ein Interesse zweiten Grades an der Expedition nach der waadtländischen Grenze. Bonaparte nur ein geringes Interesse an der Basler Revolution. Er sah die Dinge im Großen. Reubell war daran gelegen, die Neutralität nicht zu verletzen. Aber Reubell und Ochs wurden gegen ihr ursprüngliches Wollen mitgerissen. Die Intervention blieb

[81]) Mit kategorischer Bestimmtheit und mit dem Tone des Befehlenden umgrenzt Bonaparte die Meinungsäußerung von Ochs: 12. Dezember 1797. Bonaparte an Ochs. Korresp. Ochs.

[82]) Bacher vertritt ganz die Ideen des Freundes Ochs: „Guerre à l'oligarchie et à l'aristocratie . . , constitution démocratique", etc. 16. Dezember 1797. Bacher an Ochs. Korresp. Ochs.

weder auf die Sendung Mengauds noch auf die Umgestaltung der Basler Verfassung beschränkt. Sondern sie wurde zu einem gewalttätigen Eingriff. Die Demonstration verwandelte sich in einen kriegerischen Einbruch. Die Befreier wurden Unterdrücker.

* * *

Man kann sich der Einsicht nicht verschließen, daß das Direktorium nur einen Druck ausüben wollte im Gedanken, die Interventionsdrohung genüge. Aber es geriet in ein Räderwerk, aus dem kein Entrinnen mehr war. Von der Drohung kam es zur Intervention, von der Einmischung zur blutigen Eroberung. Denn auf einmal überstürzten sich die Ereignisse.

Reubell, Merlin und die übrigen Direktoren haben nachträglich geklagt, daß sie zur Intervention in Genua, in Venedig, in Rom, in der Schweiz wider Willen gezwungen worden seien, und zwar durch die Eroberungssucht einer Partei von Generälen, Finanzleuten und Lieferanten aus der Umgebung Bonapartes. Tatsächlich bereicherten sich in Italien die französischen Lieferanten und Agenten. Der Finanzadministrator der Armee und Vertrauensmann Bonapartes, Emanuel von Haller, erklärte z. B., man müsse Rom erobern, um die Armee zu ernähren und die Schulden zu bezahlen. Es war also die Politik der Militärs, die den Sieg davontrug über diejenige des Direktoriums. Laharpes Drängen prallte an dem Friedenswillen Reubells ab so lange, bis Bonaparte die Dinge in die Hand nahm und die Petition der Waadtländer als Vorwand zur Intervention benützte. Und auch da noch hätte das Direktorium einer Verständigung zwischen Bern und dem Waadtland vor jeder Gewalttätigkeit den Vorzug gegeben. Als Rivaz die Okkupation des Wallis und des Simplon durchsetzen wollte, berief sich Reubell auf den Westfälischen Frieden: Frankreich habe die Unabhängigkeit der Schweiz anerkannt. Er dämpfte den Eifer Mengauds, der sich an die Spitze der Berner Patrioten stellen und mit bewaffneter Hand die Revolution in Aarau und in Solothurn durchführen wollte. Vergeblich verlangten die revolutionären Waadtländer die bewaffnete Intervention. Das Direktorium hielt nach Möglichkeit zurück, und als Perdonnet le jeune,

ebenfalls ein Waadtländer, einen Entwurf von Instruktionen für den im Anmarsch befindlichen Ménard ans Direktorium schickte, unterdrückten oder milderten Merlin und Reubell die scharfen Bestimmungen, die in dieser Instruktion gegen die Berner Landvögte gerichtet waren. Als Brune am 27. Januar zum Kommandanten der Truppen an der waadtländischen Grenze ernannt wurde, verfaßte Merlin die Instruktion. Sie lautete auch jetzt noch dahin, daß er nur Schweizer Boden betreten dürfe, wenn er angegriffen werde. Reubells Abmachung mit Ochs und den Waadtländern ging darauf hinaus, daß die Regeneration der Schweiz ohne Erschütterung durchgeführt werde.

In Bern wurde man aber gerade vor Reubell gewarnt, der unbedingt die Schweiz revolutionieren wolle. Und doch war dieser weniger gefährlich als Bonaparte. In den schweizerischen Angelegenheiten erging es ihm nicht anders als in den italienischen Unternehmungen: er widersetzte sich dem revolutionären Programm Bonapartes; aber er blieb nicht fest, als er sich isoliert sah. Er habe Widerstand geleistet, sagte er später zu Bonaparte, aber er sei behandelt worden wie Cassandra. Seine Nachgiebigkeit mußte er damit bezahlen, daß er, neben Ochs, „à tort ou à raison" als der hauptsächlichste Veranlasser der helvetischen Revolution hingestellt wird.

Sein „Rheinsystem" war dem bonapartischen System der Eroberungen entgegengestellt. Er wollte nicht Eroberungen, die Frankreich zu neuen Anstrengungen verpflichteten, sondern das Erreichte wollte er bewahren. Er war Elsässer und darum entschlossen, keinen Zoll elsässischen Boden an das Reich fahren zu lassen. Der Rhein sollte die natürliche Grenze bilden. Das war seine These, und er allein besaß im Direktorium bestimmte politische Richtlinien. Diese denjenigen Bonapartes geopfert zu haben, ist sein Verhängnis.

Zur Zeit, da Ochs nach Paris kam, wollte Reubell von Propaganda und Krieg nichts wissen. Seine Friedenspolitik war aufrichtig. Mit Bestimmtheit durfte damals Müller dem Freunde Fäsi schreiben, es sei nicht wahr, daß das Direktorium Teilungen vorhabe. Die Schweiz solle erhalten bleiben. Man wünsche sogar, daß sich die Schweizer „ohne fremde Einwirkung reformieren".

Das Bild Reubells ist durch seine Gegner verzerrt worden. Aber seine geistige Überlegenheit im Direktorium ist uns bezeugt. Ebenso seine Treue und Loyalität den Freunden gegenüber, und das läßt auf Charaktereigenschaften schließen, die in Zeiten politischer Wirren doppelt zu schätzen sind. Mit Unrecht ist er beschuldigt worden, sich am Berner Staatsschatz bereichert zu haben. Ochs kannte ihn sozusagen seit Beginn der Revolution. „Er sprach frei von der Brust", so schildert er ihn, „kündigte manches an, was nachgehends erfolgte, lebte als zärtlicher Vater mit Frau und Kindern und versprach gute Nachbarschaft mit den Patrioten". Der Berner Jenner nannte ihn die Säule der Unabhängigkeit und Freiheit der Republiken, und als helvetischer Gesandter in Paris bezeugte Jenner, daß man die Befreiung von Kontributionen der Generosität Reubells und Rapinats verdanke. Auch Laharpe nahm ihn in Schutz, obschon er nicht mit ihm befreundet gewesen. Es fällt dem Waadtländer nicht ein, hinter Reubell Deckung zu suchen. Sondern er hebt hervor, daß dieser Direktor der Schweiz gut gesinnt gewesen sei: „Ce directeur nous voulait du bien [83]."

Das schloß die Erbitterung gegen die bernische Aristokratie so wenig aus als den Willen, von Bern eine Änderung des bisherigen frankreichfeindlichen Systems zu verlangen, um der dauernden Bedrohung an der Ostgrenze ledig zu sein.

Reubell ist darin Schicksalsgenosse der Ochs und La-

---

[83]) Reubell verkehrte seit 1791 in Basel mit Ochs: G. Steiner, Korrespondenz des Peter Ochs I, 484. — Schilderung durch Ochs im Manuskript zur Basler Geschichte (fol. 338): „Doch spaßte er mir zu oft über die Unbilligkeit, daß ein reformierter Kanton 250 Jahre lang auf fremdem Boden katholische Einkünfte bezogen hätte." — Laharpes Urteil fällt ins Gewicht, denn Laharpe und Reubell verstanden sich wenig. Mémoires bei Vogel, a. a. O., S. 103. — Hingegen sei Laharpe mit Merlin de Douai befreundet gewesen, der neben (!) Reubell am meisten für die Revolutionierung der Schweiz gearbeitet habe. Auch François de Neufchâteau galt als Parteigänger der Propaganda. — Ebel warnte vor Reubell; er nennt ihn in einem Atemzug mit Laharpe. Strickler, Aktensammlung I, 48. Ebel war einseitig orientiert. — Guyot wendet sich gegen die Anschuldigungen a. a. O., S. 36, 211, 371, 780. — Zusicherungen an Müller; man wünscht sogar, „daß wir ohne fremde Einwirkung uns reformieren. Aber geschehen muß es." Ochs, Basl. Gesch. VIII, 246. Vgl. insbesondere die Abrechnung mit der Politik des Direktoriums: Dunant, Relations No. 1616, S 609 ff.

harpe: die Absichten Bonapartes, aber ebensosehr die unerwartete Wendung der Ereignisse, waren stärker als ihr ursprüngliches Programm. Die militärische Intervention lag so wenig im Sinne Reubells als der Krieg gegen die ganze Schweiz im Sinne Laharpes. Als die Nachrichten von den Kämpfen bei Laupen und Neuenegg nach Paris kamen, war Reubell erschüttert. Er hatte ursprünglich an keine Offensive gedacht, und als er sich dem Willen Bonapartes eingeordnet, hatte er nicht an blutigen Widerstand geglaubt. Nun war der neue Krieg, den er vor den Räten verantworten sollte, mit all den offensichtlichen Brutalitäten doch gekommen. Wie man die Dinge drehen und wenden wollte: der Angriff war von Frankreich ausgegangen. Der Friedensbruch war nur zu beschönigen, aber nicht zu rechtfertigen.

Auf diesen Krieg hin arbeitete Bonaparte seit seiner Rückkehr aus Italien. Er verfolgte *sein* Programm, indem er sich von militärischen Gesichtspunkten bestimmen ließ. Absicht und Erfolg tragen die Prägung seines Willens: Basel, Bern und das Wadtland unter den französischen Kanonen oder doch ohne wirksamen Schutz gegen einen französischen Aufmarsch; das Wallis von der Schweiz getrennt, so daß der Simplon ohne Rücksicht auf die schweizerische Neutralität benützbar, die Verbindung von Nord und Süd gewonnen, die Schweiz ein Vorland Frankreichs und zur Anlehnung an Frankreich gezwungen [84]).

Die Invasion war in ihrem wirklichen Umfang, den sie im Laufe der Entwicklung gewann, von denjenigen, die irgendwie beteiligt waren, und mit Ausnahme Bonapartes, nicht beabsichtigt. Sogar dem Einmarsche des Generals Ménard in die Waadt stand das Direktorium fern. Erst Mitte Februar fiel in Paris die Entscheidung; das heißt, das Direktorium kapitulierte endgültig vor dem Programm Bonapartes und gab den Befehl zum Vormarsch auf Bern [85]).

[84]) Adrien Lezay drückt sich in seinem Bericht an den Ersten Konsul so aus: „La Suisse, après avoir été bouleversée par la France, a vu ses dissentions entretenues par elle.“ Ferner: „Liée par tous les intérêts aux nôtres, il a fallu beaucoup pour l'aliéner.“ 30. Juni 1802. Dunant, Relations No. 1616, S. 610.

[85]) Die gegen Brune erhobenen Vorwürfe der Perfidie sind unberechtigt. Ebensowenig Geltung haben sie für Reubell. Dieser wurde in eine Verwick-

Neben den fünf Potenzen und Bonaparte nimmt Ochs eine nebensächliche Bedeutung ein. Die militärische Aktion gegen die Schweiz ist nicht durch ihn bestimmt worden. Nicht nur die Akten, sondern auch der Verlauf der Aktion widersprechen einer derartigen Annahme, und es ist augenfällig, daß die französischen Historiker dem Basler Oberstzunftmeister einen geringen Platz einräumen. Seine Wünsche waren für das Entweder-Oder in der französischen Politik, das durch die Personen Reubell und Bonaparte verkörpert wurde, nicht maßgebend. Er war ohne Einfluß auf den Ausgang des Ringens, das seit dem November 1797 zwischen Reubell und Bonaparte mit zäher Verbissenheit zum Austrag kam. Das ruckweise Unterliegen Reubells, das sich in ruckweiser, erzwungener Nachgiebigkeit auswirkte, war jedesmal eine Einbuße der Friedenspartei und ein Erfolg der Militärpartei. Bis durch die Logik der stufenweisen Entwicklung der sanfte Druck in einen brutalen Eroberungskrieg überging. Ochs war dabei nicht viel mehr als Zuschauer. Neben dem zielsichern Handeln des Generals, der alles im stillen vorbereitete ohne zu reden, nahmen sich die programmatischen Briefe des Baslers wie die Versuche eines diplomatischen Neulings aus, der den Inhalt der Konferenzen zusammenfaßt.

Dem aufmerksamen, aber freilich unbefangenen Beobachter müßte auch deutlich werden, daß zwischen dem Programm Ochs und der wirklichen Interventionsaktion ein fundamentaler Unterschied besteht. Ochs wollte etwas durchaus anderes als der General. Er wollte die Regeneration der Schweiz durch eine Verfassungsänderung „von oben", also durch die Schweizer selbst, die in Basel ihren Anfang nehmen und sich von Kanton zu Kanton durchsetzen sollte. Das war eine Durchdringung der Schweiz mit den Prinzipien

---

lung, hineingespielt, die nicht von ihm, sondern von Bonaparte angelegt war. Die Intervention — und dann die Invasion, — entwickelte sich zu einem von ihm nicht beabsichtigten Umfange. — Die „Perfidie" Brunes entspricht lediglich den „Usanzen" der Diplomatie. Daß Brune nicht schlagbereit war, das spricht für den Friedenswillen Reubells. — Guyot führt den Nachweis, daß das Direktorium — und mit ihm Peter Ochs — in dem Glauben befangen waren, daß der äußere Druck genüge, um den Umsturz herbeizuführen. Guyot, S. 643 ff. Vgl. auch Büchi a. a. O. I, 599 f., 608. Entscheidung in Paris am 11. Februar 1798.

der Revolution. Er sehe für die Schweiz große Veränderungen voraus, durch die sie aber glücklich werde, schrieb er im Dezember an den Schwager Vischer. Und er fügte ausdrücklich bei, daß sie durch diese Veränderungen ihre politische Existenz bewahren werde. Es liege in der Hand der Regierenden, zu bewirken, daß diese Umschaffung ohne Konvulsion vor sich gehe [86]). Er war mit Reubell des Glaubens, daß ein Druck von außen genüge, damit die Umschaffung sich von selber ergebe (se ferait de soi-même) [87]).

Die bloße Umbildung der Verfassungen aber brachte Bonaparte seinem Ziele nicht näher. Sie verschaffte ihm weder die militärische Verbindung von Genf über den Simplon nach Mailand, noch den Anschluß der tessinischen Vogteien an Cisalpinien. Tatsächlich blieb denn auch die Umschaffung in Basel ohne Wirkung auf die von Bonaparte geplante militärische Aktion. Ochs stand sozusagen beiseite, konnte Beifall spenden, aufmuntern oder abraten: die Handlung vollzog sich nach den eigenmächtigen Entschlüssen des politisierenden Generals.

Aber auf die Basler Revolution gewann Ochs Einfluß. Hier besaß er freie Hand. Wenn er nicht mit entschlossener Selbständigkeit vorging, dann war das seine Sache. Bonaparte kreuzte hier seine Wünsche nicht.

An zwei Punkten der Schweiz setzte die Revolution ein, an der Nordwestecke und im Südwesten der Eidgenossenschaft. Im Nordwesten, in Basel, blieb die Bewegung auf die engen Grenzen des Kantons beschränkt. Es war nicht einmal abzusehen, daß das Beispiel der Landschäftler auf die Untertanen eines andern Kantons einwirke. Und sogar in der Stadt setzte sehr rasch nach dem ersten Freiheitstaumel eine rückläufige Bewegung ein. Von Basel aus wäre die Schweiz niemals revolutioniert worden. Die „Ochsische Revolution" wäre kläglich erloschen. Es erwahrte sich das Wort Usteris, daß es an einem Volk fehle, das reif sei für die Erringung seiner Freiheit.

Die baslerische Revolution mit dem unblutigen und von

---

[86]) 13. Dezember 1797. Ochs an Vischer. Korresp. Ochs.

[87]) 21. Januar 1798. Ochs an Bürgermeister Burckhardt. Ebenso an Bürgermeister und Rat Basels. Korresp. Ochs.

der Bürgerschaft in einer Mischung von Furcht und Freude durchgeführten Umschwung vom aristokratischen zum demokratischen Staatswesen gehört ganz in das Programm Reubell-Ochs. Die Basler Revolution ist ein Beispiel für das, was sich diese beiden Staatsmänner unter der Revolutionierung der Schweiz vorstellten. Ein „se révolutionner soi-même". Wenn der Verlauf nicht völlig den Absichten von Ochs entsprach, dann lag dies nicht etwa an dem schonenden Verfahren gegenüber den Andersgesinnten. Damit war er ganz einverstanden. Sondern im Gegenteil: die Unruhen auf der Landschaft, die leicht in einen Bürgerkrieg ausarten konnten, waren wider das Programm.

Die Basler Revolution war sogar in den Augen Müllers, der doch reuig in die Hofburg zurückgekehrt war, musterhaft. Vorbildlich. Aber ohne die erwartete Fernwirkung. Man blieb mit dem Ochsischen Programm in einer Sackgasse.

Die helvetische Revolution, und alles was damit zusammenhängt, ist nicht von der Basler Revolution ausgegangen, sondern von der waadtländischen Erhebung. Hier entwickelte sich die Intervention, der „Druck", zur Invasion und zur Eroberung der Schweiz. Dieser Vorgang gehört in das Programm Bonaparte-Laharpe. Laharpe war der unermüdliche Agitator. Aber hinter ihm stand der General. Dieser ging über die Zielsetzung Laharpes hinaus.

Vom Waadtland aus ist die Schweiz durch Frankreich erobert worden.

* * *

Mit der Sendung *Mengauds* in die Schweiz beginnt die fortdauernde Beunruhigung der schweizerischen Regierungen. Er hatte den Auftrag, von Bern die Ausweisung des englischen Gesandten Wickham zu verlangen.

Sein Auftreten machte den Eindruck absichtlicher Provokation. Durch die Forderung an Bern, so sagt uns die landläufige Darstellung, „eröffnete das Direktorium die Feindseligkeiten". „Das Direktorium haschte nach Vorwänden", um mit der Schweiz anzubinden.

Niemand hat das französische Direktorium im Urteil der Nachwelt so stark belastet wie Mengaud. Auch hier täuscht

sich die Vorstellung ein Einvernehmen der Potenzen mit dem agent provocateur vor, wie es nicht bestanden hat. Man hat Mengaud mit dem Direktorium sozusagen identifiziert. Und aus derselben Unkenntnis der wirklichen Sachlage hat man ein Einverständnis mit Ochs vorausgesetzt.

Vom Standpunkt des schweizerischen Betrachters aus erscheinen die Forderungen Reubells auf Ausweisung Wickhams und der Emigranten als Anfang der feindseligen Politik, deren Ziel der Krieg war. Vom französischen Standpunkt aus ergaben sich diese Forderungen als Abschluß des Koalitionskrieges. Als Liquidation. Alles was mit diesem Kriege zusammenhing, also auch die Begünstigung Englands und der Emigranten, sollte jetzt endgültig weggewischt werden. Die Forderungen waren nicht neu. Sie waren alt. Aber sie wurden jetzt mit aller Dringlichkeit geltend gemacht. Von Reubell aus gesehen: nicht als verschleierte Kriegsdrohung, sondern mit dem Willen der Klärung und der Schaffung wirklicher Neutralität für den Fall eines neuen europäischen Krieges.

Mengaud war der Träger dieser Forderungen [88]). Er stammte aus Belfort, war eine vulgäre Natur, brutal, gewöhnlich im Umgang, ein ausgemachter Aristokratenfresser. Die Berner Oligarchen waren ihm tief verhaßt. In ihrer Vernichtung suchte er seine ganze Befriedigung. In seinen Redensarten und im Ausbruch der Erregung erinnert er an die Männer der Terreur. Er war unermüdlich im Schreiben und Reden. Nach Aarau brachte er achtzehn Kopisten und sieben Sekretäre — aber Gewaltmittel hätte er bevorzugt. Er schloß sich an die Patrioten an, aber er überwarf sich mit ihnen, denn sie waren ihm zu wenig Jakobiner. Als er kam, glaubte er, alles sei zum Losschlagen bereit. Er täuschte sich, verunglimpfte die Anhänger der Reform. Neben sich duldete er keinen Rivalen. Als er nach Basel kam, war er glücklich,

[88]) Die umfangreichen Berichte Mengauds an das Direktorium und an Talleyrand füllen zahlreiche Dossiers in den Pariser Archives Nat. A F III. Eingehend verwertet von Hans Barth, Mengaud und die Revolutionierung der Schweiz, Basler Jahrb. 1900. An eine friedliche Umgestaltung (Barth S. 178) hat er nie gedacht. — Schon am 8. Oktober 1797 schrieb er dem Direktorium, alles sei zum Ausbruch bereit. Es war sein persönlicher Ehrgeiz, die Revolution zu leiten.

durch Ochs mit den Basler Patrioten in Verbindung zu treten. Aber er fühlte sich beleidigt, weil ihn der Oberstzunftmeister nicht in sein Haus aufnahm. Sein Auftreten war rücksichtslos, selbstbewußt. Er verlangte Unterordnung, schmähte und verdächtigte, wo er sie nicht fand. Am liebsten hätte er auch dem Direktorium seinen Willen aufgezwängt.

Vom schweizerischen Standpunkt aus betrachtet, setzte mit der Wühlarbeit Mengauds die „planmäßige" Unterhöhlung und die praktische Vorbereitung der Invasion ein. Aber dieser Eindruck täuscht. Nach dem 18 Fructidor änderte allerdings das Direktorium seine Methoden. Die Langmut Barthélemys war im Grunde nur eine Begünstigung der aristokratischen Regierungen gewesen. Er hatte durch seine Milde die Regierungen in der Auffassung bestärkt, daß es mit den Drohungen Frankreichs nicht ernst gemeint sei. Das wurde anders. Im Gesandtschaftsbestand wurde eine Reinigung vorgenommen. Bacher wurde für Regensburg bestimmt. Sein Nachfolger war Mengaud, vorläufig in besonderer Mission als Agent, dann als Geschäftsträger. Laquiante wurde abberufen und durch den Sekretär Bignon ersetzt. Mangourit übernahm die Geschäfte im Wallis. Bacher lernte den neuen Agenten Mengaud noch so genau kennen, daß er spotten konnte, er, Bacher, werde von den Schweizern nicht geliebt, aber der Nachfolger werde verflucht werden. Mengaud war nichts anderes als der Weibel des Direktoriums. Man hat seiner Sendung eine Deutung gegeben, die in keinem Verhältnis steht zu den ursprünglichen Absichten des Direktoriums. Seine ersten Aufträge gingen lediglich daraufhin, die Schweiz vom englischen Einfluß zu säubern und den gegen Frankreich gerichteten Intrigen ein Ende zu machen. In gleichem Maße aber, wie sich in Paris der Plan gestaltete, durch die Patrioten in der Schweiz oder durch ihre Verbindung mit Frankreich eine Umschaffung vorzunehmen, — immer noch ohne militärisches Zugreifen Frankreichs — wurden Mengauds Instruktionen erweitert: eine unglaublich breit angelegte Propaganda wurde ihm anvertraut. Nachdem Mengaud in seinem Vorgehen gegen Wickham über Erwarten Glück gehabt hatte, suchte er sich der Leitung zur revolutionären Bewegung zu bemächtigen. Da-

mit glaubte er, dem Direktorium einen Gefallen zu erweisen. Er ging also über die Grenzen, die Reubell dem Direktorium gezogen hatte, hinweg. Er bestürmte die französische Regierung mit seinen Vorschlägen. Er drückte den Wunsch aus, daß Ochs nach Paris geschickt werde. Er veranlaßte in Basel eine patriotische Festlichkeit, die durch die Anwesenheit des Generals Dufour erhöht wurde und deren Glanzpunkt darin bestand, daß die französische Fahne auf dem Quartier Mengauds, dem Hotel zu den drei Königen, aufgezogen wurde. Seine Hauptaufgabe aber bestand wohl darin, die Patrioten zu sammeln und ihnen Rückhalt zu sein für die Einleitung der Revolution.

Es ist schwer zu sagen, welchen Einfluß er auf die Patrioten in der Stadt gewann, und wie weit es ihm gelang, die Landschaft in Unruhe zu versetzen. Als er nach Aarau fuhr, um der Tagsatzung beizuwohnen, war sein Wagen mit der Trikolore geschmückt und von sechs Husaren eskortiert. Er unterließ nichts, die Regierungen zu provozieren und den Patrioten Mut zu machen. Anfänglich hielt er es für eine leichte Sache, die Oligarchien über den Haufen zu werfen und der Reformator der Schweiz zu werden.

Die Basler Revolution vollzog sich während seiner Abwesenheit. Er hatte selber ein Programm entworfen und sich dabei die Führung zugedacht. Dem gewalttätigen und brutalen Manne die Leitung entwunden zu haben, das ist ein tatsächliches Verdienst von Ochs. Mengaud mag die Revolte der Arisdorfer bewirkt haben, mehr aber erreichte er nicht. In der Basler Revolution waren nicht er und die Montagne, sondern die von Ochs instruierten Gemäßigten ausschlaggebend. Um so gehässiger urteilte er über die Umschaffung, die nach seiner Meinung viel zu zahm und konservativ verlief. Er goß seinen ganzen Spott aus über die Basler, die nach wie vor zur Eidgenossenschaft hielten und die nur äußerlich die Form gewechselt hätten, im Grunde aber dieselben geblieben seien. Er habe sie während drei Monaten vorwärts gestoßen, wie ein Kärrner seinen Karren, und nun sei das politische System dasselbe geblieben.

Als Mengaud bald in Basel, bald im Bistum, in Bern und in Aarau mit einem Eifer ohnegleichen den Umsturz der

Regierungen vorbereitete, befand sich Ochs in Paris. Mengaud war für das Direktorium die wichtigste Nachrichtenquelle aus der Schweiz. Freilich auch eine unzuverlässige, weil er sich von augenblicklichen Stimmungen, von Erfolgen und Mißerfolgen leiten ließ. Nach seiner Ansicht sollte die Revolutionierung ausschließlich Frankreich zugute kommen. In seiner selbstherrischen Art verlangte er, daß ihm Dufour unterstellt werde, so daß er jederzeit über das Militär hätte verfügen können.

Mit dem Direktorium geriet er bald in Widerspruch. Wiederholt verbot ihm Reubell, eigenmächtig vorzugehen. Mengaud lenkte dann ein, betonte, daß er eine unblutige Umwälzung einleiten werde. Aber handkehrum klagt er, weil er nicht vom Fleck komme. Hätte man ihm freie Hand gelassen, dann wären die Franzosen längst in Bern. Unverblümt richtete er die Frage an Reubell, worauf er denn eigentlich noch warte, um Basel zu besetzen. Mit zwei bis drei Kompagnien wollte er die Berner Regierung einschüchtern und sie zur Abdankung nötigen. Die Revolution in der Schweiz werde nur dann vollständig sein, wenn die Franzosen das Land besetzten, wenn Solothurn Truppen aufnehmen müsse, wenn in Aarau Kantonnemente bezogen würden, und wenn Basel freien Durchpaß bewilligen müsse. Er ging noch weiter in seinen Zumutungen. Basel sollte in den Händen der Franzosen ein erster Ersatz sein für das, was die schweizerische Nation der großen Republik gestohlen habe.

Der Umschwung in Basel vollzog sich glücklicherweise ohne Mengaud. Er hatte sich freilich die Sache anders gedacht: die Basler Patrioten sollten ihre Fahne mit derjenigen Frankreichs und Cisalpiniens vereinigen und den Staatsstreich vornehmen. An der Grenze aber sollte Hüninger Artillerie bereit stehen, um sofort einzumarschieren, wenn die alten Behörden Widerstand leisteten. Damit wäre die Inkorporation der Rheinstadt zur vollendeten Tatsache geworden. Er war auch bereit, die Basler in der Weise herauszufordern, daß sie ihn aus der Stadt jagten. Dann war eine causa belli geschaffen.

Auf diese Gewaltkur ging das Direktorium nicht ein. Dufour weigerte sich, den Befehlen Mengauds Folge zu

leisten. Vergeblich wünschte dieser, daß ein gefügiger General ihn in Hüningen ersetze. Die Absicht, Basel durch einen Handstreich einzunehmen, wies Reubell von der Hand. War es Mengauds Aufgabe, den Patrioten in der Schweiz den Rücken zu steifen, damit sie von sich aus den Umschwung wagten, so duldete Reubell doch keinen Eingriff des Geschäftsträgers in die Politik, deren Richtlinien in Paris bestimmt wurden. Die bewaffnete Intervention lag nun einmal nicht in dem ursprünglichen Plane Reubells. Darum mißbilligte er die Eroberungspläne Mengauds.

Als die helvetische Revolution in ihre letzte Phase trat, indem das Direktorium zuerst der militärischen Demonstration, dann der Offensive zustimmte, war Mengaud soviel wie ausgeschaltet. Darin offenbart sich der ganze Widerspruch: er wollte Führer sein, wollte nach seinem Kopf von Anfang an eine bewaffnete Aktion durchführen und wurde durch Reubell zur Ordnung gerufen. Als Reubell zur militärischen Aktion überging, fiel die Leitung nicht dem enttäuschten Agenten, sondern den Generälen und Kommissären zu. Mengaud wurde von diesen an die Wand gedrückt. Er kam also nicht dazu, die Rolle, die er sich bei seiner Ankunft in Basel ausgedacht, in Wirklichkeit zu spielen. Die Erfahrungen, die er durchkosten mußte, waren recht bittere: zuerst die Dämpfung seines Feuereifers durch das Direktorium und dann, als die Revolution nun wirklich aufflammte, Mißachtung, die ihm durch Regierung und Generäle zuteil wurde.

Es bestand also keineswegs jene Harmonie und planvolle Zusammenarbeit, wie sie der Beobachter vermutete, und wie sie die Geschichtsdarstellung heute noch mit Vorliebe als Selbstverständlichkeit voraussetzt. Noch Anfang Februar, genau einen Monat vor dem französischen Angriff, tadelte, wie das Protokoll des französischen Direktoriums klipp und klar zu erkennen gibt, Reubell das Projekt Mengauds, französische Truppen, — also aus der Hüninger Garnison, — in Basel einmarschieren zu lassen. Nur mit Erstaunen habe das Direktorium diese Absicht des Agenten vernommen, einem Handstreich der Österreicher durch diese Okkupation zuvorzukommen. Eine solche Besetzung widerspreche dem Willen,

den das Direktorium immer geltend gemacht habe, und könnte ganz bedenkliche Folgen haben. Sein Projekt lasse sich nur ausführen, wenn er authentische Beweise in der Hand habe, daß die Österreicher den Willen und gleichzeitig die Mittel besäßen, sich zu Herren der Stadt zu machen [89]).

Als er nach dem Einmarsch der Franzosen die Annexion der Schweiz als das nächste Ziel verfolgte, wurde ihm dieser Gedanke als ein in jeder Hinsicht unpolitisches Ansinnen, vom Direktorium schwer verübelt. Mit dem Verweis erhielt er den Befehl, künftig nicht mehr mit dem Direktorium direkt über die schweizerischen Angelegenheiten zu diskutieren, sondern seine Korrespondenz an Lecarlier zu richten. Im Juni 1798 wurde er abberufen.

Die Schande, einen Mann von der vulgären Art dieses Elsässers als Vertreter der Nation nach der Schweiz geschickt zu haben, fällt auf das Direktorium zurück. Die gassenmäßigen Redewendungen, die unflätigen Zornausbrüche über die Aristokraten in den Depeschen an die Regierung, machen es einem beinahe unverständlich, daß das Direktorium einen Agenten unterhielt, der sich schon durch seine Korrespondenz über seine abstoßende und verletzende Umgangsform und über seine gemeine Denkweise auswies. Die Vermutung liegt nahe, daß er für den Wickhamhandel geeignet schien, weil, falls der Versuch fehlschlug, man den Unterhändler ohne Bedauern konnte fallen lassen.

Ochs bezeichnet Mengaud als einen verächtlichen Menschen, einen Trunkenbold, der sein eigenes Bett in Feuer aufgehen ließ und beim Ersticken der Flammen sich die Hände verbrannte [90]). Er habe sich an gemeine und halbverrückte Leute angeschlossen. Ochs bedankte sich dafür, mit diesen Patrioten auf die gleiche Stufe gestellt zu werden. In Geldsachen, so ist behauptet und in einzelnen Fällen belegt worden, sei Mengaud anständig gewesen. Ochs machte ihm dagegen gerade zum Vorwurf, daß er immer von Geld gesprochen habe. Er habe sogar die Unverschämtheit gehabt, dem Oberstzunftmeister die Teilung des Basler Staatsschatzes

---

[89]) Procès-verbaux 14 pluviôse V. Archives des Aff. étr. Paris.

[90]) Tagebuch Ochs: Nuit du 9 au 10 Novembre 1797. Ebenso in autobiographischen Aufzeichnungen von Ochs („Fünf Blätter" zu einer Autobiogr.).

vorzuschlagen. — Die Ausplünderung der schweizerischen Kassen und der Ruin der Aristokraten lagen ganz in Mengauds Wünschen. Daß er sich persönlich bereichern wollte, ist freilich damit noch nicht gesagt [91]).

Was das Direktorium an ihm rühmte und auch als Entschuldigung für seine unüberlegten Handlungen gelten ließ, ist die Aufrichtigkeit seiner revolutionären Gesinnung.

Neben Mengaud besaß der französische Geschäftsträger *Bacher,* der erst Anfang Januar nach Regensburg versetzt wurde, nur nebensächliche Bedeutung. Mengaud war ja nicht zuletzt in die Schweiz geschickt worden, um die Papiere Barthélemys zu versiegeln und auch Bacher zu kontrollieren. Beide standen im Verdacht, die angloroyalistischen Umtriebe mindestens wissentlich geduldet zu haben. Bacher konnte sich in Paris rechtfertigen. Aber das Mißtrauen blieb. Er schloß sich um so näher an Ochs an und legte ihm mehr als einmal nahe, er solle für ihn ein gutes Wort einlegen. In seinen Briefen meldete er die Fortschritte der revolutionären Propaganda. Auch er war der vollen und redlichen Überzeugung, das Direktorium wünsche nicht mehr und nicht weniger als die Umgestaltung der Eidgenossenschaft „sans secousse" und ohne Intervention. Jedes Blutvergießen müsse vermieden werden. Dann vollziehe sich die Revolution ganz zum Glück und Vorteil der Schweiz, damit freilich auch zum Vorteil des französischen Nachbars. Als die fürstbischöflichen Lande besetzt wurden, verlangte er, daß Exzesse unter allen Umständen vermieden würden. Die Schweizer müßten sehen, daß es sich wirklich nur um Freiheit und nicht etwa um eine Expropriation handle [92]).

Nicht nach den Umtrieben und Unverschämtheiten Mengauds, sondern nach dem Verhalten und der Gesinnung Bachers müssen wir das Direktorium beurteilen. Bacher freut

[91]) „Mengaud qui devait faire la révolution était un homme méprisable... Il s'était lié avec quelques patriotes de notre canton, hommes vils, demi-fols, êtres indignes d'être placés sur la même ligne que moi." Autobiogr. Aufzeichnungen von Ochs („Fünf Blätter").

[92]) 12 Frimaire VI (2. Dezember 1797). Bacher an Tallyerand. Archives des Aff. étr. Paris. Ähnlich in den Briefen mit Ochs. — E. Schlumberger, Aus den Zeiten etc., S. 7.

sich über das Umsichgreifen des Freiheits- und Gleichheitsgedankens. Aber niemals kommt ihm die Vermutung, daß Reubell einen Gewaltakt plane. Revolution ohne Erschütterung ist das Ziel. Darin ist er in Übereinstimmung mit Reubell und dem ganzen Direktorium.

Deutlich hebt sich also die Politik des Direktoriums ab von der vorgefaßten Meinung Mengauds, deutlich auch von der diplomatischen Strategie Bonapartes. Nichtintervention und Intervention standen zur Frage bis in den Dezember 1797. Und als die Intervention beschlossene Sache — und damit für Bonaparte alles gewonnen — war, wollte Reubell nicht über eine Demonstration hinausgehen.

* * *

Aufschlußreich für die Politik des Direktoriums und diejenige Bonapartes ist das Verhalten gegenüber den ennetbirgischen Vogteien. Aufschlußreich namentlich die Einfügung des Tessin in das Ochsische Programm. Auch hier gingen die Meinungen auseinander. Reubell und Ochs schlossen sich zusammen. Bonaparte stand ihnen mit den Annexionswünschen entgegen. Er blieb ohne Erfolg.

Der Vorgang gehört in den Zusammenhang mit dem Ausbruch der helvetischen Revolution. Er soll hier vorausgenommen werden, weil er wichtig genug ist, um die Politik Reubells, so wie sie bereits skizziert worden ist, zu beleuchten.

Die Behauptung, wonach die Cisalpinier in ihren Absichten auf die tessinischen Vogteien „in Paris begünstigt" worden seien [93]), ist in dieser allgemeinen Form unrichtig. Und unberechtigt ist der Vorwurf, daß Ochs den Franzosen samt dem Bistum und der Waadt auch den Tessin preisgegeben habe. In seinem Verhalten den ennetbirgischen Vogteien gegenüber zeigt sich vielmehr, daß er sich ins Zeug legte für die Unverletzlichkeit schweizerischen Territoriums. Dazu gehörten Tessin und Waadt. Nach seiner Meinung, — die ja auch von andern wie Müller geteilt wurde, — *nicht* das Bistum.

---

[93]) Öchsli a. a. O. I, 131.

Wenn Frankreich eine gewalttätige Lostrennung des Tessin und die Verschmelzung mit Cisalpinien beabsichtigte, dann konnte sie von den Schweizern schwerlich verhindert werden. Nicht den eidgenössischen Repräsentanten verdankte der Tessin die fortdauernde Zugehörigkeit zur Eidgenossenschaft, sondern der Richtlinie Reubells, keinen Krieg mit der Schweiz zu provozieren. Die eidgenössischen Orte leisteten so viel wie nichts für die Bewahrung ihrer Südrampe. So lange es noch in ihrer Freiheit lag, auf die Herrschaftsrechte zu verzichten, und die Vogteien zum gleichberechtigten Kanton zu erheben, versäumten sie, sich die Untertanen als freundeidgenössische Helfer zu gewinnen. Die aristokratischen Regierungen verdankten das Verbleiben des Tessin im eidgenössischen Rahmen nicht ihrer eigenen Politik; denn diese war egoistisch und kurzsichtig, sondern der Politik, in der sich Reubell und Ochs begegneten: Politik der Regeneration, aber nicht Politik der Eroberung.

Zum Glück für die Eidgenossenschaft besaß der Tessin in den Augen Bonapartes nicht dieselbe militärische Bedeutung wie das Wallis. Aber die Spitze des gleichschenkligen Dreieckes mit Lugano und Mendrisio stößt wie ein Keil in die Lombardei. Die Vereinigung dieses Gebietes mit Cisalpinien erschien dem General in höchstem Grade wünschenswert.

Aus den Aufzeichnungen von Ochs über die bedeutungsvolle Unterredung bei Reubell am 8. Dezember erfahren wir, daß Bonaparte die Regelung der tessinischen Angelegenheit auf sein besonderes Programm nahm. Dabei handelte es sich um nichts anderes als um Propaganda und Revolutionierung. Bonaparte freilich mochte auch hier seine eigenen Pläne verheimlichen, Pläne, deren restlose Erfüllung ihm nicht einmal zur Kaiserzeit gelungen ist. In Mailand hatte er sich bereits einer eidgenössischen Gesandtschaft gegenüber dahin ausgesprochen, daß der Süden gegen das Fricktal könnte ausgetauscht werden. Aber weder das Direktorium noch Ochs wollten im Tessin etwas anderes als eine Revolutionierung, die, ähnlich derjenigen im Waadtland, dem Volke seine Souveränität innerhalb des schweizerischen Rahmens verschaffen sollte. Es lag nahe, an diesem äußersten Punkt der Eid-

genossenschaft, zudem in Rücksicht auf die italienische Sprache der Tessiner, dann unter dem Eindruck der Entstehung der Republik Cisalpinien und des Anschlusses, den die Veltliner vollzogen hatten, mit dem Schlagwort der Befreiung gewalttätig der Propaganda die Besetzung, und der Okkupation die Annexion folgen zu lassen.

Radikale Cisalpinier beunruhigten die Grenzdörfer, drangen dann bis ins Kernland ein. Aber — und das ist auffällig, — ohne Erfolg. Beinahe unerklärlich ist das Festhalten der Tessiner an der Eidgenossenschaft, deren sie sich doch nicht zu rühmen hatten. Aber diese Treue hätte nicht genügt. Bestimmend blieb auch hier wieder die Politik Reubells, welche eine militärische Intervention schlankweg ausschloß.

Im kleinen vollzog sich hier im engen Raum, was auf größerem Schauplatz das Schicksal der Schweiz wurde. Sobald die Regeneration der Schweiz in Paris beschlossen war, erstreckte sich die Propaganda auch auf die tessinischen Täler. Dieselben Instruktionen, die Mengaud für die Entfaltung dieser Propaganda erhielt, wurden auch den Cisalpinischen Behörden übermittelt. Der Propaganda folgte die militärische Demonstration. Am 6. Februar wurde das Direktorium von Cisalpinien durch die französische Regierung über die demokratische Bewegung in der Schweiz, namentlich im Waadtland, orientiert. Den wirklichen Ereignissen vorgreifend behauptete das französische Direktorium, die verschiedenen Kantone der Schweiz seien von demselben Geist der Freiheit bewegt und im Begriff, sich nach den Grundsätzen der Gleichheit und Einheit zu organisieren. Der gleiche Geist herrsche unter den Tessinern. Der Zeitpunkt sei demnach gekommen, daß sie, genau wie die Waadtländer, den Wunsch und Willen bekundeten, mit der Helvetischen Republik verbunden und nach den Grundsätzen der beiden Nachbarrepubliken regiert zu werden. Das cisalpinische wurde durch das französische Direktorium aufgefordert, mit allen Mitteln diesen Geist der Freiheit im Tessin zu beleben. Daß es Reubell ernst war mit dem Verbleiben der Tessiner im schweizerischen Staatsverband, das war schon daraus ersichtlich, daß die neue Helvetische Verfassung in unzähligen

Exemplaren nach Mailand geschickt wurde zur Verteilung in den tessinischen Landvogteien.

Ochs wie Reubell stellten sich vor, die Umschaffung nehme ihren Anfang in Basel, springe über auf die Untertanenlande und zwar in erster Linie auf das Waadtland und auf den Tessin. Damit sei der Anfang gemacht. Die andern Kantone würden folgen.

Dieser Plan bestimmte auch die Instruktionen, die dem mailändischen Direktorium zugestellt wurden. Dieses sollte nämlich eine Bewegung (un mouvement) im Tessin bewerkstelligen, welche die allgemeine schweizerische Bewegung beschleunige.

Programmgemäß — wie sich Reubell und Ochs dies auch für die Waadt dachten — erhielt der General Monnier vom französischen Direktorium den Befehl, mit seinen Truppen bis an die tessinische Grenze zu marschieren, um die Insurgenten zu ermutigen (encourager et soutenir). Unmißverständlich aber sprach sich das französische Direktorium der cisalpinischen Regierung gegenüber dahin aus: *Eine vernünftige Politik verlangt, daß die italienischen Vogteien mit der Helvetischen Republik vereinigt bleiben.* Das einzige, was Cisalpinien zu seinen Gunsten tun dürfte, wäre, die Bewohner des Mendrisiotto zu veranlassen, die Vereinigung mit der Nachbarrepublik zu beschließen (voter). Diese Vereinigung müßte aber, wenn der Wunsch des Mendrisiotto vorläge, durch die Vermittlung des französischen Direktoriums mit der Helvetischen Republik bereinigt werden.

Diese Direktiven wurden am 6. Februar 1798 aufgestellt. Gleichzeitig dienten sie auch dem General Berthier als Richtschnur für sein Verhalten.

Einzelheiten sind hier aufschlußreich. Die Instruktionen des Direktoriums gingen über eine Grenzdemonstration nicht hinaus. Das Prinzip der Nichtintervention war, in allgemeinem Sinne, gewahrt. Den Tessinern wurde die Revolutionierung zwar erleichtert, aber sie blieb ihnen überlassen. Sogar das Selbstbestimmungsrecht für Mendrisio, so erwünscht diese Angliederung an Cisalpinien war, blieb vorbehalten. Den Cisalpiniern wurde nur ein gewisser Druck, der freilich nicht abzuwägen war, eingeräumt. Und wenn im Mendrisiotto

zugunsten des Anschlusses an Cisalpinien votiert wurde, war die Entscheidung immer noch abhängig von Unterhandlungen zwischen der Schweiz und Frankreich.

Aber im weiteren Verlauf skizzierte Bonaparte die Instruktion für Berthier. Sie wurde überprüft von Merlin. Diese militärische Instruktion machte an der Grenze nicht halt. Die Demonstration durfte sich zur Invasion entwickeln, allerdings immer noch unter Vorbehalt des Selbstbestimmungsrechtes der Tessiner [94]).

Folgende Etappen waren vorgesehen: Monnier erhielt den Befehl, an die Grenze zu marschieren, um den Tessiner Patrioten Rückhalt zu geben, damit sie ihre Freiheit verlangen könnten. Machten die innern Kantone Anstalten, durch eine Truppensendung ihre Herrschaft zu verteidigen, dann ließ sich Monnier durch die Bewohner einladen, sie zu schützen. Erfolgte diese Einladung, dann verlangte er von den Kantonen, daß sie das Gebiet räumten. Vorläufig besetzte er Bellinzona. Dabei hatte er dafür zu sorgen, daß nicht etwa durch die Cisalpinier der Tessin genommen werde. Nur im Mendrisiotto durfte die Abstimmung zugelassen werden. Der Entscheid war den Verhandlungen mit der Eidgenossenschaft vorbehalten. Endlich hatte er die gedruckte Einheitsakte an die Bewohner zu verteilen [95]).

Der Tessin blieb der Schweiz erhalten. In der von Ochs entworfenen helvetischen Verfassung waren die bisherigen ennetbirgischen Vogteien, Mendrisio inbegriffen, als zwei gleichberechtigte Kantone der helvetischen Einheitsrepublik vorgesehen.

Es war also keineswegs die schweizerische Wachsamkeit, welche der Eidgenossenschaft die schönen Täler jenseits des Gotthard sicherte. Und auch die Freiwilligen, die sich den Cisalpiniern entgegenstellten, wären nicht imstande gewesen, Monniers Truppen abzuschlagen. Viel wichtiger war, daß jetzt die Stände, wenn auch spät, auf ihre Herrschaftsrechte verzichteten. Unter dem Druck der Umstände gaben sie die Freiheit, welche sie, als Ochs Monate vorher den Vorschlag

---

[94]) Vgl. Guyot S. 653 A.

[95]) Procès-verbaux des franz. Direktoriums, 6. Februar 1798. — Archives des Aff. étr. Paris.

gemacht hatte, mit Entrüstung versagt hatten. Auch jetzt noch zögerten die innern Orte. Erst am 4. April verzichteten sie auf ihre Hoheitsrechte.

Der Anschlag der Cisalpinier auf Mendrisio scheiterte an der Abneigung der Bevölkerung, sich der Nachbarrepublik anzuschließen. Wie wenig die Landvögte taugten, das offenbart sich noch in dieser Zeit der Wirren. Der Landvogt, Hans Bernhard Falkeisen, der den Einfall der „Räuber" ins Mendrisiotto nach Zürich meldete, wußte nichts Gescheiteres als über den Schaden zu jammern, der ihm entstehe, weil nun die Bußen und Zinsen, auf die er ein Anrecht habe, verloren seien [96]).

Die Revolutionierung des Tessin durfte hier vorausgenommen werden. Peter Ochs hatte selber als Syndikator Einblick in die landvögtische Verwaltung bekommen. Von jenem Zeitpunkt an lag ihm die Befreiung der ennetbirgischen Landschaften besonders am Herzen. Er wagte den Vorstoß im Basler Großen Rat. Unter dem Eindruck dieser Tat versuchte Usteri in Zürich dem Gedanken für Befreiung der Gemeinen Herrschaften zum Durchbruch zu verhelfen. Als Ochs nach Paris reiste, beschwor ihn Bonstetten, mit dem er sich oft und bitter über die Landvögte ausgesprochen hatte, er solle den Tessin nicht aus dem Auge verlieren [97]). In den ersten Unterhandlungen mit Reubell und Bonaparte stellte Ochs diese Forderung der Befreiung auf. Es war für ihn eine Selbstverständlichkeit, daß — vielleicht mit Ausnahme von Mendrisio, — die ennetbirgischen Vogteien erhalten blieben [98]). Wie das Waadtland, Graubünden und das Wallis, so bezeichnete er in seinem Verfassungsentwurf auch die bisherigen italienischen Vogteien als schweizerische Kantone. Aus seinem Widerstreben gegen Bern und den Bischof ergab sich die Gleichgültigkeit gegen das Schicksal, dem die jurassischen Täler verfielen. Er billigte die Annexion durch Frankreich [99]). Damit fügte er sich Schaden zu. Bis auf

[96]) Strickler, Aktensammlung I, 477.

[97]) 9. Dezember 1797. Bonstetten an Ochs. Korresp. Ochs.

[98]) Als 14. Kanton. 16. Dezember 1797. Ochs an Bürgerm. Burckhardt. Korresp. Ochs.

[99]) Seinen Standpunkt vertritt er: 21. Dezember 1797. Ochs an den Dreizehner Rat von Basel. Korresp. Ochs.

den heutigen Tag wird er als der Veranlasser dieser Annexion bezeichnet. Nicht genug damit: es wird gegen ihn der durchaus ungereimte Vorwurf erhoben, daß er auch die Annexion des Tessin und des Wallis, ja sogar des Waadtlandes begünstigt habe. Die Beschuldigung ist falsch. Mit der Aufzählung der Kantone in seinem Verfassungsentwurf war es ihm durchaus ernst. Die Gemeinen Herrschaften und die Untertanenlande sollten der Schweiz erhalten bleiben. Er wehrte sich für den Tessin, verteidigte das Waadtland, und von ihm ging auch der Wunsch aus, Graubünden in die Eidgenossenschaft aufzunehmen [100]).

Auf seiner Seite stand Reubell mit dem Willen, die Integrität der Eidgenossenschaft zu respektieren. Bonaparte hingegen legte alles darauf an, den Dingen diejenige Wendung zu geben, die er zur Erreichung seiner militärischen Ziele brauchte. Er ließ sich als Mann des Friedens feiern. Aber er verfolgte das Programm der Eroberung.

Darum machte er die These Laharpes zu der seinigen: Frankreich war verpflichtet, den Waadtländern zu helfen.

Laharpe und Ochs verfolgen ihre eigenen Ziele. Sie decken sich keineswegs mit denen Bonapartes. Aus dem Verlauf der Tatsachen auf die Absichten der beiden schließen wollen: das führt in Irrtümer.

---

[100]) „Il me semble qu'il serait à désirer que les Ligues grises pussent devenir membres du Corps helvétique.“ So schrieb Ochs schon am 15. Dez. 1797 an den Dreizehner Rat von Basel.